

(Nachdruck verboten.)

4) Semper der Jüngling.

Ein Bildungsroman von Otto Ernst.

Asmus dachte: Die Wurzeln der Kunst sind bitter; aber ihre Früchte sind süß, und porträtierte das interessante Holz zum vierten Male.

Jetzt bin ich mit dem verdammten Klotz durch, dachte Asmus; da kam der Lehrer und stellte das Prisma etwas nach rechts.

Asmus richtete einen langen Blick auf Herrn Semmelhaad und zeichnete dann das rechtsstehende Prisma.

Danach kam Herr Semmelhaad und stellte der Abwechslung wegen das Prisma etwas nach links.

Per aspera ad astra (durch Nacht zum Licht), dachte Semper und machte auch das.

Hierauf nahm der „Lehrer“ das Prisma und stellte es Sempern wieder gerade vor die Nase, aber „über Es“, so daß man drei Flächen auf einmal sah.

„Es ist allerdings etwas Anderes und Neues“, sagte sich Asmus, betrachtete Herrn Semmelhaad mit einem noch viel längeren Blick und machte sich wieder an seinen vertrauten Klotz.

In verzweifeltsten Momenten schaute Asmus sich sehnen den Blickes um; es gab überall nur Holz und Gips. Der größte Künstler unter den Schülern zeichnete einen pompösen Blumenstrauß — von Gips. In der ganzen Anstalt, soweit er hineinblicken konnte, sah er kein Lebendiges, erfreuendes Objekt.

Er traute seinen Augen nicht, als Herr Semmelhaad eines Tages das dreiseitige Prisma wegnahm und einen neuen Klotz brachte. Dieser Klotz bestand aus zwei vierseitigen Prismen, die im rechten Winkel aneinander saßen. O, damit konnte man nun die tollsten und interessantesten, die bizarrsten und perversten Dinge vornehmen; bis zum jüngsten Gericht konnte man das immer anders aufstellen. Als Asmus bei der siebenten Stellung war, da lag der Winkelflotz da wie eine Sphinx, die ihre Arme breit über die ganze lange Bank legte, den Kopf in die Hände stützte und ihn anlogte und angähnte, und dann sagte die Sphinx, indem sie immer zwischen zwei Worten gähnte: „Ich kann — dreihundertfünf- undneunzig Millionen — Stellungen einnehmen — huu ja.“

„Das hält kein Mißferd aus“, antwortete Asmus.

„Sagten Sie etwas?“ fragte Herr Semmelhaad.

„Ja. Ich kann nicht mehr zeichnen. Ich habe Augenschmerzen.“

Zum nächsten Unterricht ging er überhaupt nicht; er entschuldigte sich mit Augenschmerzen.

Das ging nun wohl einmal, ging auch zweimal; dann aber sagte Herr Tönnings mit dem steifen Halsstragen: „Ja, dann müssen Sie ein ärztliches Attest beibringen.“

Also mußte Asmus zum Vertrauensarzt der Schulbehörde.

4. Kapitel.

(Asmus befreit sich aus einem Sängertum und studiert in einem Taubenschlag.)

Von allen Qualen des Lebens hielt Asmus zwei für die unerträglichsten: Zahnschmerzen und Langeweile. Lieber als in dieser Kunstakademie wöchentlich zwei Stunden, das heißt zwei Jahrhunderte an einen Klotz geschmiedet zu sein, lieber wollte er ein schlechter Mensch werden. Und so rief er sich im Vorzimmer des Arztes tüchtig die Augen und Kniff sie ein Duzend Mal zusammen.

„Die Augen tränen“, sagte der Arzt, und er schrieb ein Attest, daß der Patient wegen tränender Augen sechs Wochen lang nicht zeichnen dürfe.

Asmus barg das kostbare Blatt sorgfältig wie eine Banknote in der Tasche, fühlte unterwegs mehrmals nach, ob er's auch noch habe, und überreichte es frohen, tränenlosen Blickes Herrn Tönnings.

Herr Tönnings vertrat mit Recht die exaktesten Wissenschaften. Man weiß, wie es zugeht, wenn ein dicker Pfahl tief in ein festes Erdreich getrieben werden soll. Immer wieder saust die Flamme herab, immer wieder, hundertmal, tausendmal, stundenlang, tagelang. So unterrichtete Herr

Tönnings: immer wieder drauf. Dann aber saß er auch für die Ewigkeit, und man konnte ein Haus drauf bauen. Was man bei ihm gelernt hatte, vergaß man niemals wieder. Aber leider vergaß er ebensowieig. Und also sprach genau nach sechs Wochen Herr Tönnings, der niemals Lächelnde: „Ihr Attest ist abgelaufen.“

Asmus ging wieder zum Arzt und Kniff und rieb rechtzeitig seine Augen.

„Die Augen tränen noch immer“, konstatierte der Arzt sehr richtig und dispensierte den Kranken „bis auf weiteres“ vom Zeichenunterricht.

„Ja, damit müssen Sie wohl zum Direktor gehen“, sagte Herr Tönnings.

Als der Direktor gelesen hatte, schnauzte er los: „Das jibt's nicht. Ein Lehrer muß gesunde Sinne haben!“ Er durchbohrte Asmus mehrere Male mit Blicken und wartete, ob er etwas sagen werde. Aber Asmus wußte schon Bescheid: er sagte nichts. „'n Lehrer, der nicht sehen kann, können wir nicht brauchen!“ schrie Herr Direktor Korn, durchbohrte mit seinen glitzernden Brillenaugen den jungen Semper noch ein paar Mal und wartete auf eine Erwiderung. Aber der sagte nichts. Es war in der Anstalt alte Ueberlieferung: man muß ihn ein paar Minuten kochen lassen, dann wird er genießbar. „Dann müssen Sie die Anstalt verlassen!“ stieß der Direktor hervor, fragte sich hörbar seine silbernen Partitacheln und durchbohrte Sempern noch drei- bis viermal. Semper sagte nichts. „Wie heißen Sie noch?“ Direktor Korn warf einen Blick ins Attest. „Semper?“

„Zawohl, Herr Direktor!“

„Waren Sie das nicht, der neulich den „Erkönig“ vortrug, als ich hospitierte?“

„Zawohl, Herr Direktor!“

„Na. — Das war jut. — Kennen Sie denn sonst noch was von Goethe?“

Asmus wurde lebendig. Er begann aufzuzählen.

„Na, das ist ja so ziemlich alles. Haben Sie denn auch alles verstanden?“

„Das — wohl kaum!“

„Welche Dichter haben Sie denn noch gelesen?“

Asmus nannte eine lange Reihe.

„Haben Sie Jean Paul gelesen?“ Doktor Korn hatte ein ganz sonniges Gesicht bekommen. Das war sein Liebling. Asmus nannte ein paar Romane Jean Pauls.

„Na, Sie haben ja 'ne ganze Masse gelesen. Dabei haben Sie sich wohl die Augen verdorben?“

„Die Augen?“ wollte Asmus schon verwundert fragen; da fiel sein Blick noch rechtzeitig auf das Attest. Er blieb stumm und errötete tief; so viel Freundlichkeit konnte er nicht mit offenen Augen anlägen.

„'s is jut. Sie können jehen“, sagte der Herr Direktor. Und Asmus betrat das Holzmagazin niemals wieder. Der Direktor mochte eine Ahnung haben von den Schreden jenes Sängerturms, wo der Geist an einen Klotz geschmiedet und mit Gips ernährt wurde.

Viktoria! Nun konnte er wöchentlich noch zwei Stunden länger in seinem Arbeitszimmer sitzen und sich immer tiefer in den Kuchenberg des Weltalls hineineissen. Ja, das Weltall war ein Kuchenberg, nahrhaft und süß, und das Leben ein Schlaraffenland und sein Arbeitszimmer eine heilige Halle, obwohl es eigentlich kein Zimmer, sondern ein Tisch mit zwei Beinen war, den man mit der einen Seite an die Wand genagelt hatte. Dieser Tisch stand in der allgemeinen Arbeitsstube, wo der Tabak zubereitet und die Zigarren gemacht wurden; denn im Winter durfte der Sparjamkeit halber nur ein Raum geheizt werden, und als der Sommer kam, war es Asmusen eine liebe Gewohnheit geworden, unter den schwahenden, lachenden und sich streitenden Arbeitern seine Quadratwurzeln auszuziehen, Botabeln zu lernen und Aufsätze zu schreiben. In diesem bescheidenen Raume saßen Ludwig Semper, der Vater, Johannes, sein Sohn und Gehülfe, zwei andere Gehülfe, ein Tabakzurichter, gewöhnlich auch Rebecka, die Mutter, beim Tabak heisend oder mit einer häuslichen Verrichtung beschäftigt, und endlich der Präparand Semper. Das war der Personenstand in ruhigen Zeiten. Aber das Arbeitszimmer der Semper war ein Taubenschlag, wo es von seltsamem Geflügel immer aus- und einslog. Da

kamen sozialdemokratische Parteihäupter, die mit Johannes Semper wichtige Dinge von aufgelösten und anzumeldenden Versammlungen zu beraten hatten. Da kam der Kontrolleur des Fabrikanten, der nachschauen mußte, ob die Zigarren gut und nicht zu schwer gemacht würden, ein ernster, steifer Mann, der aber jedesmal warm wurde, wenn Ludwig Semper mit ihm vom Theater sprach, und der diesem angelegentlich empfahl, er möchte sich doch einmal den „Lohengrin“ anhören. Ludwig Semper faßte denn auch um diese Zeit zum ersten Male den Entschluß, in den „Lohengrin“ zu gehen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

18]

Proletarier.

Von Christen Bundgaard.

(Schluß.)

X.

Die Wege der sogenannten Landstreicher sind nicht leicht zu verfolgen. Es ist ein lichtscheues und nachtschleichendes Volk.

Es kann geschehen, daß man eines frühen Morgens nach einer regnerischen Nacht, ehe die Landstraße noch zertreten ist, eine einsame, unförmige Spur an dem lehmigen Wegrande entlang laufen sieht.

Und wenn man, gleich dem Jäger, der die Frühfährte des Wildes aufnimmt, die Spur verfolgen will, die das unbestimmbare Schuhzeug getreten hat, so wird man vielleicht draußen vom Hügel aus eine menschliche Gestalt in der verlassenen Ferne vorwärtstreben sehen.

Oder es steht an einem nasskalten Herbsttage einer an der Tür und zittert auf seinen kalten Beinen und bettelt. Und während man ihn anblickt und sieht, wie das Dachgerinnsel auf seinen erfrorenen Rücken aufschlägt, denkt man bei sich:

„Was will der schnüffelnde Hund hier? Wozu ist es doch auf der Welt, dieses Tier, das der Herrgott da in seiner Gedankenlosigkeit geschaffen hat?“

Und wenn er selbst an eine Stelle kommt, wo sich die Wege scheiden, dann weiß er nicht, wohin er gehen soll. Er sieht sich verlassen um — vorwärts und rückwärts. Er steht so trübselig müde da und erhebt seine Augen zum feuchten Himmel, als ob auch er sagen wollte: „Was, beim leibhaftigen Teufel und seiner Großmutter, soll ich hier auf Erden tun?“ Bis er nach irgendeiner anderen Gegend seines sinnlosen Weges weiter tragt.

Und das ewig hämmernde Leben um ihn herum bedient sich zuweilen seiner Arbeitskraft. Beim Kohlenlöcher oder Kanalgraben, auf den Feldern des Rittergutes und im Stall des Bauern. Und aus der unablässig rotierenden Tätigkeit des Lebens schleudert dieses ihn wieder heraus in einer noch unvernünftigeren und verrückteren Form, mit einem noch qualenderen und tiefer eingebläuten Haß.

Und während er immer mehr den Zusammenhang mit der Weltbewegung verliert, in der für ihn kein Platz ist, verbirgt sich sein kümmerliches Dasein in den Zwangsarbeitshäusern oder in den großen Herbergen der Städte, in Ausmärkerhäusern und düsternen Knechtstammern.

Schmiede-Martins Schicksal unterschied sich in keiner Hinsicht von dem anderer Landstreicher. Vielleicht war er zäher als die meisten von ihnen. Vielleicht konnte er auch zeitweise eine verhältnismäßig ungewöhnliche Konzentrationsgabe aufbringen.

Daß sein Lehrer ihn als Kind lobte und von seiner Begabung große Dinge prophezeite, hat in diesem Zusammenhange weniger zu sagen. Wenn die Menschen zugrunde gehen, so trägt der Mangel an Begabung selten die Schuld daran.

Sein erster Sprung in das Planlose hinaus war wie ein Sprung in einen Brunnen. Wo Dunkelheit ihn umschloß und kalte Wasser über ihm zusammenschlugen. Wo der Tod ihm in die Ohren heulte und seinen eiskalten Mantel um des Knaben zitternden Körper schlang.

Aber in der Kälte der Verlassenheit, in dem großen schwankenden Raum des aller Möglichkeiten baren Dunkels entwickelte sich bei ihm eine Anpassungsgabe, die Menschen mit festem Bohnsitz, Menschen, deren Tätigkeit und Lebensweise sich infolge der Regelmäßigkeit der Zustände formt, sich kaum recht vorstellen können.

Eine Anpassungsgabe und Lebensfähigkeit, deren Ursprung sich erstreckt durch die ewige Anterioduna der

Menschengeschlechter, durch Tausende von Knechtsgenerationen hindurch, weit zurück zu den Menschenwesen der Vorzeit, die auf öden und weiten Klippen umhergingen, Wesen, die in langen Sprüngen über mondhele Steppen setzten, verfolgt vom ungeheuren Wolfsgetier der Wälder.

Das Geschlecht der Arbeitenden und Hungernden, der Frierenden und Flüchtenden besitzt in unserer Kulturzeit ihre primitiven Gaben.

Deshalb beben ihre kalten Tierjänuzen in der Ahnung früherer Kräfte. Und durch die mageren von Arbeit und Hunger verheerten Körper gehen heiße und kranke Triebe. Und ihre Augen sind scheu und ängstlich wie die Augen jener, die in flüchtenden Sprüngen von den Wäldern über die Ebenen stürzten.

Aber schlau und listig werden sie auch oft in ihren Bestrebungen, sich das kümmerliche Futter zu verschaffen.

Martin Schmied hatte Landstreicher getroffen, die bettelten, die sammelten, gestohlene Sachen verfesten, manchmal Handel trieben und manchmal arbeiteten.

Da war weiter nichts zu machen, als es mit den Leuten zu halten, zu denen er gehörte. Eine Haut über sein Gewissen zu ziehen, sein Ehrgefühl auszuspeien und sich die Routine anzueignen zu versuchen, mit der er sein Leben fristen konnte.

Es konnte ja auf die Weise gehen, das sah er. Er kam sogar ziemlich gut dabei durch.

Hatte sich von Kolding nach Aarhus durchgebettelt. Vierzehn Tage bei einem Dampfdrehwerk in Skjoldeslev gearbeitet. Dann mit Holzlöffeln nach Sanderborg zu. Mit der Fähre kam er ungefahren nach Jünnen hinüber, und dann ging die Reise über die südfünischen Rittergüter mit Absteigern nach Langeland und Raasinge. Da entsann er sich einer Nacht in Troense, wo er mit dem Sohne eines anderen Landstreichers bei einer Art Ball jeder sechsundzwanzig Glas Bier trank.

Mit einem Fischer aus Tunö segelte er im Herbst umher und fing Dorsche im Smaalandsmeer, und als dies nicht mehr ging, fanden er und ein Kamerad einen alten Brahm, auf dem sie sich mit Mühe und Not in den Fjord von Odense hinausbugstierten, wo sie die Absicht hatten, Male zu fangen. Der Kamerad war aus Klintebjerg und früher Sandschiffer gewesen und hatte damals Male im Fjord gesehen.

Ein paar Tage lang waren sie auf dem Fang. Es froz sie in dem kalten Wasser, daß sie bis zum Unterleibe hin ganz rotblau angelaufen waren.

Das war zu schlimm.

Die Male waren auch nicht mehr da, wo sie der ehemalige Sandschiffer gesehen hatte. Und als nun ein paar Männer kamen, die sich ihren Brahm ansehen wollten, überließen sie ihnen fröhlichen Sinnes das Fahrzeug und den ganzen kleinen Weltteil, Jünnen geheiß.

Worauf der eine nach Zütland zog, während der andere die Inseln behielt.

Ja, was wußte er noch, wenn er an diese Dinge zurückdachte.

In Randers war er eines Sonnabends Musikreier bei einem Kraftmesser und Sonntag darauf wilder Mann aus den Urwäldern gewesen.

Er entsann sich langer Herbsttage, wo er auf dem Felde von Marjelisborg pflügte. Bald dieses, bald jenes dieser Rittergüter tauchte vor seinem inneren Auge auf.

Diese Heime, die sie doch für die Leute von der Landstraße bedeuteten, für die vernachlässigten und verpöschten und umherstreifenden Existenzen, die die Freiheit so blind und sinnlos liebten, daß sie sich eher zu Sklaven auf einem Rittergut machten, als sich den Zuständen unterordneten, die die Gesellschaft zu bieten hat.

Auf den Rittergütern fanden sie einander. Da lagen die Erinnerungen an ihre Liebesabenteuer und Kämpfe und wilden Feste. Da hatten ihre Liebesklagen geklungen — und ihr Dranntweingeheul!

In jeder Gefindestube hatte die Luft widergehallt von ihrem Schreien und Fluchen, diese Töne starben nie aus, und sie kannten sie.

Gingen sie eines Abends draußen zwischen Gräben und Grenzcheiden und schlotterten mit schmäden Knien im Sturm, und die Lärme schmerzten vor Leere, und die empfindlichen Glieder der Finger und Beine krachten in dem trockenen Reis — da sehnten sie sich nach einer dieser Kammern, wo die Luft so wundervoll warm und dick war vom Gestank und Dampf, vom Dreck und Mist, wo fettes Ungeziefer wohlbehaulich in den feuchten Ritzen des Bettes

umherkroch — sehnten sich innig danach, selbst tief, tief hineinzukriechen zu können in so ein laufiges Nest.

Besteht eine Kluft zwischen Besitzenden und Besitzlosen, so liegt ein langer und fast unpassierbarer Weg zwischen der Welt, in der die Landstreicher ihr irreguläres Leben leben, und der bürgerlichen Gesellschaft.

Selbst diejenigen, die weit draußen an den Türen der menschlichen Gesellschaft und am letzten Ende ihres armfeligsten Tisches sitzen, jeder anständige Flichschuster, jeder Tagelöhner, jeder Häusler und jeder Knecht, sie sehen grinsend und verständnislos und voll Widerwillen diesen Individuen nach, die draußen in den Windstößen vorwärts wandern, gegen die sie doch wenigstens teilweise beschützt sind.

Wie Martin Schmed auf diesem Wege vorwärts gekommen war, erschien ihm selbst oft rätselhaft. Er konnte jedenfalls die Spur nicht mehr verfolgen. Und versetzte er sich zurück unter alle diejenigen draußen, die er kannte, da sah er auch keinen, der ihm gefolgt wäre. Und zuweilen empfand er Gewissensbisse, daß er von ihnen gegangen war. Gätten sie einen Mann unter sich mit einem klaren Kopf und einem harten Willen gehabt, der gewissenlos und klug war, der Kenntnis und berechnenden Verstand besaß wie die, die über ihnen standen — ein Mann, der im Ganzen aus den Lehren des Lebens Konsequenzen ziehen, ihre Wildheit sammeln und ihrem Haß die Wege weisen konnte, der ihren ganzen bösen und zerstörenden Trieb leiten konnte — dann hätten sie Glück haben müssen in vielen Dingen, die ihnen jetzt in ihrem planlosen Kampf gegen die Gesellschaft mißlungen. — —

(Nachdruck verboten.)

Welche Erdgebiete werden uns am längsten unbekannt bleiben?

Die geographische Forschungsarbeit ist heute so rege geworden, daß es selbst dem Fachmann schwer wird, sich über sie auf dem Laufenden zu halten und jeberzeit zu sagen, welche Unternehmungen in diesem oder jenem Teile unseres Planeten tätig sind. Das gilt wenigstens für die zahlreichen Gebiete, die uns zwar in großen Zügen bekannt sind, wo jedoch nun die Einzelforschung ihre mannigfachen kleineren Aufgaben zu erledigen bestrebt ist. Sowie aber auch das 19. Jahrhundert, das man wohl mit Recht ein zweites „Zeitalter der Entdeckungen“ nennen darf, an geographischer Aufklärung gebracht hat: es gibt doch noch ganz gewaltige Erdräume, über die wir entweder nichts wissen oder nur Vermutungen hegen. Wir brauchen da gar nicht einmal — was ja zunächst läge — an die beiden Polarzonen zu denken, sondern finden die weite unbekannte Gegenden oft in nächster Nähe von Straßen, die der Weltverkehr durchflutet. Wann wird sich hier das Dunkel lichten?

Das Prophezeien ist ein mißliches Unterfangen, und so wird man nicht mit dem Anspruch auf Zuverlässigkeit sagen können, wohin wohl dereinst zuletzt der wissbegierige Weiße seinen Fuß setzen wird. Unvorhergesehene Ereignisse werfen manchmal die schönste Berechnung um. Vor wenig mehr als einem Jahrzehnt konnten Alaska und der Nordwesten Kanadas von einigen Hauptflüssen abgesehen, als unbekannte Länder gelten. Da kamen die Goldfunde, die Forschung setzte lebhaft ein, und die Läden der Karten wurden überraschend schnell ausgefüllt. Nehmen wir ferner an, die englische „Discovery“-Expedition, die auf dem Südpolarcontinent bisher am weitesten landeinwärts vorgebrungen ist, hätte dort irgendwo reiche Lager des gelben Metalls entdeckt: wie lange würde es dauern, bis man am Südpol sehr gut Bescheid wüßte? Was die Südpolarfahrer am meisten beflagen, nämlich das spärliche Fließen der Geldmittel für ihren recht kostspieligen Forschungszweig — diese Schwierigkeit wäre mit einem Schlage gehoben, und die Mächte würden sich beeilen, den heute jedes Herrn entbehrenden antarktischen Kontinent aufzuteilen, um internationalen Wettbewerben vorzubeugen! Die anscheinende Armut mancher Länder an wertvollen Bodenschätzen indes ist der schlimmste Feind der geographischen Forschung. Andere zwar versprechen etwas, allein man läßt sie in Ruhe, weil man glaubt, daß die Ausbeutung im Verhältnis zu dem möglichen Gewinn zu teuer sein würde. Es gibt indessen noch andere Feinde der Forschung, und so wollen wir uns ein wenig auf der Erde umsehen, um zu ermitteln, inwiefern sie sich in Zukunft geltend machen werden.

Eine merkwürdige Erscheinung ist es, daß uns oft gerade die leicht erreichbaren küstennaher Gebiete noch unbekannt geblieben sind, während auf den Flüssen, von denen sie durchschnitten werden, ein bedeutender Verkehr mit dem Innern herrscht, das recht gut und längst bekannt ist. So sind die dunkelsten Teile Chinas nicht etwa die dem Meere fernen Gegenden, sondern die Provinzen am Unterlauf der großen Flüsse, wie des Jangtsiekang und des Sikkang. In Afrika weiß man im Bogen des Niger und in den abgelegenen Winkeln Rhodesias am Sambesi weit besser Bescheid, als rechts und links von den Mündungen dieser Ströme, wo auch die Eingeborenen sich selber überlassen sind, während im Innern kein

Schutz fällt, ohne daß der Weiße einschreitet. Diese Erscheinung ist daraus zu erklären, daß die ersten Forschungspioniere das ferne Herz der Kontinente naturgemäß weit mehr lockte, als die Küste, die sie möglichst bald hinter sich zu lassen strebten. Dort winkten dem kühnen Entdecker die Bewunderung der Mitwelt und der ewige Nachruhm, hier nicht. Wo er also auf einen großen Strom traf, der ihm das Eindringen ins dunkle wissenschaftliche Eldorado zu erleichtern schien, da zog er flufaufwärts und landeinwärts und kümmerte sich wenig um die Schwelle, die er überschritt. Mit dem in Afrika kolonisierenden Weißen, der dem Forscher folgte, verhielt es sich häufig ebenso, zumal an den Küsten politisch das meiste schon vergeben war. Was China anlangt, so herrscht unter den Reisenden vielfach die irrige Meinung, im Küstengebiet sei schon alles bekannt, und es lohne deshalb nicht, sich mit ihm abzugeben. So wird wohl mancher Küstenstrich in Asien und Afrika uns länger terra incognita (unbekanntes Land) bleiben, als ebenfalls noch unbekanntes Fernes in diesen Erdteilen. Doch wird es sich dabei selten um räumlich sehr umfangreiche Striche handeln. Wenden wir uns nun diesen zu.

Das Nordpolargebiet ist einer davon. Die Größe des von keinem Menschen Fuß betretenen, von keinem Schiffe durchzogenen Arealis hat sich hier seit Nansen's berühmter „Fram“-Fahrt (1893—1896) nicht wesentlich verringert und entspricht — das Innere der arktischen Inseln nicht mit eingerechnet — noch der achtfachen Fläche des Deutschen Reiches. Man nimmt gewöhnlich an, daß diese Fläche von einer inselfreien Tiefsee bedeckt wird, und wenn das zutreffen sollte, dann könnte man freilich sagen, man wisse bereits alles Nötige über die Verteilung von Land und Wasser auf der nördlichen Kalotte der Erde, geographische Entdeckungen wären da nicht mehr zu erwarten, und es läme in der Hauptsache nur noch darauf an, den Nordpol zu erreichen. Aber jene Anschauung wird neuerdings wenigstens für die amerikanische Seite der Nordpolarzone angefochten, und es mehren sich die Theorien, daß es dort größere Landmassen gebe. Die Entscheidung darüber wird wohl in nicht ferner Zeit fallen, und sollte sie diese Theorien bestätigen, so wären damit vielleicht auch neue vielversprechende Grundlinien für die Schlittenangriffe auf den Pol gegeben. Alle dazu bisher benutzten Linien haben sich als ungeeignet erwiesen, und es sieht nicht so aus, als ob man mit dem Schlitten sobald den Pol bezwingen wird. Die Hindernisse und die Unbeständigkeit der Meeresbede, die abtreibenden Strömungen reiben die menschlichen Kräfte immer zu frühzeitig auf. Möglicherweise aber wird einmal das große Ziel mit dem Schiffe erreicht werden, mit einem Schiffe, dessen Führer sich der — vielleicht — geradenwegs über den Nordpol gehenden Strömung anvertraut und jahrelanger Geduld, Entschagung und Ausdauer fähig ist. Kapitän Amundsen soll ja einen solchen Plan hegen und in Nordamerika auch schon Geldversprechungen zu dessen Ausführung erhalten haben.

Aber bis dahin wird voraussichtlich bereits der andere Erdpol seines Schleiers entkleidet sein, der, der jeglichem Entdeckergeiz lange als das Ultima Thule galt. Man hat aus der Südpolarforschungsperiode der Jahre 1897—1905 nicht nur in der antarktischen Reisetechnik wertvolle Erfahrungen gewonnen, sondern vor allem auch die Gewißheit erlangt, daß ein Kontinent oder als kontinental anzusprechende eisüberzogene Landmassen den Südpol in sich bergen. Da kann man — selbst wenn die Motorschlitten sich nicht bewähren sollten — nach und nach Lebensmitteldepots südwärts vorschleichen und mit deren Hilfe über das Inlandeis zum Pol gelangen. Ja, es würde nicht sonderlich überraschen, wenn es schon der jetzigen englischen Expedition Shackletons gelänge, ihn zu gewinnen. Allerdings wäre damit der Südpolarforschung ihre glänzendste Aufgabe genommen, und sie würde sich in Zukunft in sehr langsamem Tempo abwickeln. Die unbekannte Antarktis ist doppelt so groß wie Europa; wie es in ihrem Innern aussieht, darüber haben wir bereits einen Begriff erlangt, sehr wenig wissen wir aber von dem Verlauf ihrer ozeanischen Küsten, die schwer von außen her zugänglich sind. Wahrscheinlich wird hier also, abweichend von dem üblichen Verlauf, der Gang der Forschung der sein, daß von der Mitte nach der Peripherie aufgeklärt wird, und diese Peripherie wird mit zu dem Letzten gehören, was auf der Erdoberfläche sich uns zu erkennen geben wird.

Andere, zwar mindergroße, doch immer recht ansehnliche unerforschte Landstriche finden sich in Tibet, im südlichen Arabien, in der Osthälfte der Sahara, zwischen einigen Nebenflüssen des Amazonasstromes und auf Neuguinea, während das Festland von Australien heute nicht mehr hierher gehören dürfte. Die Schwierigkeiten für die Tibetforschung liegen in der rauhen Gebirgsnatur dieses Hochlandes und in den politischen Verhältnissen. Indessen weiß man damit zu rechnen, und so wird sich langsam, infolge des englisch-russischen Vertrages vielleicht langsamer als bisher, aber doch sicher das noch weitmaschige Netz der Reisewege verdichten, das die Forscher dort gelegt haben. Am längsten wird hier wohl die sichere Kunde über die eng zusammengedrängten Oberläufe der hinterindischen Flüsse und des Jangtsiekang auf sich warten lassen. Sie liegen in unwegsamem, tief zwischen hohen Gebirgsketten eingeschnittenen Tälern und sind selber weder aufwärts noch abwärts zu befahren. Bisher sind sie nur an einigen Stellen gekreuzt worden. Mindestens 1½ mal so groß, als das Deutsche Reich ist die gähnende Lücke im Kartenbilde der Südhälfte der arabischen Halbinsel. Größtenteils stellt sie eine unwegsame und unbewohnte Sandwüste dar, während die Bevölkerung des Restes sich gegen Christen ablehnend verhält. Es ist schwerlich zu erwarten, daß in

den nächsten Jahrzehnten der Umfang jener Lücke in nennenswertem Maße sich vermindern wird.

Das unbekannte Saharagebiet östlich der Linie Murzuf-Tsadsee kommt an Größe etwa dem Zweieinhalbfachen des Deutschen Reiches gleich und ist zum Teil Gebirgsland, zum Teil Stein- und Sandwüste. Beherrscht wird es von wilden und fanatischen Stämmen, die dem Europäer höchst feindselig gegenüberstehen. Aber diese und in der Landesnatur begründeten Schwierigkeiten sind in der westlichen Sahara von den Franzosen mit so gutem Erfolge schließlich überwunden worden, daß hier das Unbekannte im letzten halben Jahrzehnt sich überraschend schnell verringert hat. Dort, im Osten, wird ihre Aufklärungsarbeit, mit der sie bereits begonnen haben, in absehbarer Zukunft die gleichen Erfolge erzielen, und ihnen werden die Engländer in ihrem Sahara-Anteil von Aegypten aus folgen. Nur der Umstand, daß es sich hier um anscheinend höchst ärmliche Gegenden handelt, wird diesen Prozeß verlangsamen.

Hinter Mauern anderer Art verbergen sich die unbekannteten Striche Südamerikas. Zumeist sind sie von tropischem Urwalde bedeckt, in den nur die allerdings reichlich verästelten, aber von Schnellen durchsetzten Flüsse einzudringen gestatten. Im Süden sind es weite, teilweise sumpfige Savannen. Die großen Ströme sind alle mehr oder weniger genau bekannt; aber nördlich vom Pilcomayo (Chaco), zwischen den südlichen Amazonasnebenflüssen Jurua, Purus, Madeira, Tapajos, Schingu und Tacantins, sowie zwischen den nördlichen Nebenflüssen Yapura und Rio Negro dehnen sich unbetretene Gegenden bis zur Größe Frankreichs aus. Ueber den Verkehrswert oder Untwert der genannten Flüsse ist man bereits unterrichtet, da gibt es wenig mehr zu ermitteln. Was aber diese Gebiete wissenschaftlich interessant macht, ist, daß man hier noch zahlreiche unberührte und primitive Indianerstämme anzutreffen erwarten darf, und so wird es, wie schon von jeher, den Jüngern der Völkerkunde vorbehalten bleiben. Schritt vor Schritt auch die geographischen Lücken unseres Wissens von Südamerika auszufüllen. Von den Indianern drohen in der Regel keine Hindernisse; sie sind meist harmlos und hilfsbereit, wenn man mit ihnen umzugehen versteht.

An letzter Stelle nannten wir Neuguinea, mit 785 000 Quadrat-Kilometer die größte Insel der Erde (von dem schon mehr kontinentalen Grönland abgesehen), in deren Besitz Deutsche, Engländer und Holländer sich teilen. Die Insel ist ein Schmerzenskind der Forschung, die, außer auf einigen Flüssen, vergebens versucht hat, das Innere zu erkunden. Es türmen sich hier eigenartige Schwierigkeiten auf. Neuguinea wird von dichtem Urwalde umgeben. Die Bewohnerschaft ist dünn, argwöhnisch und äußerst scheu, oder auch geradezu unfreundlich; außerdem reicht das Wissen jedes Dorfes über den eigenen Wohnsitz gewöhnlich nicht hinaus, die Nachbarn sind Feinde. Der eindringende Europäer darf daher nicht darauf rechnen, von den Eingeborenen Lebensmittel, Führer oder sonstige Unterstützung zu erhalten, wenn sie ihm nicht, was zumeist der Fall ist, überhaupt ausweichen. Jede Expedition ist deshalb gezwungen, den ganzen für die Reise nötigen Vorrat an Nahrung von Anfang an mit sich zu führen und dazu eigene Träger von auswärts mitzubringen. Gehen sie zugrunde, wie im vorigen Jahre bei der holländischen Expedition unter Lorentz, so droht dem Europäer der Untergang oder mindestens die vorzeitige Umkehr. Diese mißlichen Verhältnisse sind im Interesse der Forschung beklagenswert, da das Innere von Neuguinea zweifellos manche Ueberraschung birgt. Von einigen über 5000 Meter hohen Schneebereichen hat man bereits Kunde. Von den kleineren deutschen Inseln Neubommern und Bougainville gilt dasselbe wie von Neuguinea, nur daß dort noch mehr als hier eine höchst verzerrte Eingeborenenbevölkerung absehbar. Ueber diese Inseln weiß man denn auch in der Tat fast nichts.

Es scheint sonach, daß die Umrisse der südpolaren Landmassen, das südliche Arabien und Neuguinea mit einigen anderen Inseln des Südpazifiks der Forschung den nachhaltigsten und längsten Widerstand leisten und sich uns zuletzt enthüllen werden.

H. Singer.

Kleines feuilleton.

Medizinisches.

Demmes Haus- und Volksbibliothek hygienischer Schriften: Willst Du gesund werden? (Leipzig, Verlag von Edmund Demme.) Dieses Unternehmen, das unter dem Deckmantel angeblicher hygienischer Belehrung die Geschäfte eines Konfunktions von Naturheilbessenen betreibt, verdient eine nähere Betrachtung. Freilich auf den völlig wertlosen Inhalt der Hefte einzugehen, fehlt uns jede Veranlassung, obwohl der Verlag uns arg in Versuchung führt, indem er in seiner Zuschrift an die Redaktion wörtlich verflündet: Zeitungen, welche meine Blätter besprechen, werden auch bei Vergeltung der Inserate und Beilagen berücksichtigt. Umso interessanter und lehrreicher erscheinen uns die Inserate. Da wird in seitentlanger Ankündigung auf dem Umschlage Wachholderjulez (Hauptdeput in Deutschland: Ignaz Demme in Leipzig — man beachte die Namens- und Ortsgleichheit —) als Allheil- und Vorbeugemittel empfohlen. Ein zweites Inserat preist dasselbe Versandhaus als alleinigen Fabrikanten von 1. dem von

Dr. W. zur Unterstützung der Asthmakur empfohlenen Tee (a 1,50 M.), 2. dem von Dr. P. zur Unterstützung der Hämorrhoidalkur empfohlenen Tee (a 1,50 M.), 3. von Dr. W.s und Dr. P.s Kräuter- resp. Blutreinigungstee (a 1,50 M.). Umsonst aber versendet der freigebige Verlag die Schriften: „Jeder sein eigener Kräutlerarzt“ von Dr. P. und „Eine frohe Botschaft für jedermann“ oder „Die Nährsalzkur usw.“ von Dr. W. Wir zweifeln nicht, daß in diesen Heften Dr. P. und Dr. W. nicht nur die ihren Namen tragenden Teesorten, sondern auch alle anderen Artikel des Versandhauses wärmstens zum Kaufe empfehlen. Auch die Fußnoten dieser merkwürdigen Volksbibliothek sind beachtenswert. Durch Vermerke zu allen im Text angeführten Heilmitteln und Heilbessenen weisen sie den gläubigen Leser wieder nachdrücklich auf den Lieferanten all der Wundermittel hin, der schon in den Inseraten sich so warm empfiehlt. Und das Versandhaus hat teure Preise für seine Kräuter! Wo mögen nur die seltenen Kräuter wachsen, die nicht unter 1—1½ M. abgegeben werden? Wir meinen, daß bei solchen Preisen der Gewinn des „Versandhauses“ den berückichtigten „Apothekergewinn“ übersteigen dürfte. Doch auch die „Ärzte“, die den Teesorten ihre Namen geben, kommen nicht zu kurz; denn sie machen das Publikum neugierig, auch die Abhandlungen, die Aufschluß über die Wirkung der Heilmittel versprechen, zu lesen und zu kaufen. Und obwohl alle näheren Angaben über Wohnort und Sprechstunde fehlen, zweifeln wir doch nicht, daß sie von den eifrigen Lesern und Teekäufern gefunden und konjunkt werden. Und nun der Verlag selbst! Auch er arbeitet nicht umsonst. Hefchen von höchstens 40 Seiten kosten bis zu 1,20 M. Wie groß trotzdem der Absatz ist, zeigen angegebene Auflagezahlen (wenn diese nicht fingiert sind). So sehen wir, daß Versandhaus, Ärzte, Verlag sehr wohl bei dem schwunghaften Geschäft bestehen. Zu kurz kommt nur das Publikum, das solchen Kniffen nicht gewachsen ist. Die Dummen und die Deutelschneider ergänzen sich.

Aus dem Tierreiche.

Kreuzung von Bison und Rind. Der Wisent, die mächtige Rinderart, die noch heute von manchen Gelehrten mit dem Auerochsen identifiziert wird und jedenfalls unter den Jagdtieren des germanischen Altertums und auch noch des Mittelalters eine große Rolle spielte, so daß seine Erlegung fast als notwendiges Zeugnis für das Rittertum betrachtet wurde, ist heute nur noch in besonderen Schonungen und Ziergärten zu finden. Vielleicht wird es aber doch gelingen, diese prachtvolle Art in einigen Vertretern dauernd zu erhalten, denn man ist jetzt zu der Einsicht gelangt, daß solche Reliquien der Tierwelt ein hohes wissenschaftliches Interesse besitzen und eine dementsprechende Pflege verlangen können. Die Einwände gegen die Auffassung, daß der Wisent dasselbe Tier wie der Auerochse sei, gründen sich zum Teil auf die Tatsache, daß der Wisent vermutlich nicht als Urahn oder einer der Urahnen unserer Hausrinder betrachtet werden kann. Es sind früher einzelne Versuche gemacht worden, den Wisent mit dem Hausrind zu paaren, aber diese Absicht wurde durch die starke Abneigung beider Rassen gegeneinander vereitelt. Der einzige Verwandte, den der deutsche Wisent besitzt, der Bison oder amerikanische Büffel, scheint sich in dieser Hinsicht anders zu verhalten, denn Professor Spillman hat bei der letzten Jahresversammlung amerikanischer Züchter berichten können, daß Kreuzungsversuche zwischen Bison und Rind gelungen sind. Der amerikanische Bison ist ein ebenso riesenhaftes und imposantes Tier wie sein europäischer Vetter und hat weit länger unter günstigen Umständen gelebt, ist dann aber seit Beginn der europäischen Ansiedelung vom Menschen so arg verfolgt worden, daß er sich jetzt bereits in fast der gleichen Gefahr des völligen Aussterbens befindet wie dieser und eine ganz besondere Schonung verlangt und genießt. Wenn man die Gestalt eines Bison mit der eines gewöhnlichen Rindes vergleicht, so erscheinen die Unterschiede so groß, daß man wohl darauf gespannt sein darf, was aus der Kreuzung dieser beiden Tierassen kommen mag. Die erfolgreichen Experimente, die im Staate Ontario ausgeführt worden sind, geben nun darüber Aufschluß. Die Bastarde sind von bedeutender Größe und verraten ihre Abstammung vom Bison durch den Besitz des mächtigen Rudels, der allerdings nicht mehr ganz so ausdrucksvoll entwickelt ist. Für eine etwaige Verwertung solcher Kreuzungen würde dieser Umstand von Wichtigkeit sein, weil an dieser Körperstelle auf den Wirbeln ungefähr die doppelte Menge von Fleisch sitzt wie beim gewöhnlichen Rind. Begreiflicherweise bietet die Paarung große Schwierigkeiten. Gewöhnlich wird der Bison zum männlichen Teil der Elternschaft bestimmt, aber es muß dann eine besonders starke Kuh ausgewählt werden, weil sie sonst dabei zugrunde gehen würde. Unter der Beobachtung aller möglichen Vorsichtsmahregeln ist jedoch das Ergebnis ein vollkommen befriedigendes gewesen. Zwar starben viele der erzeugten Bastarde, und zwar unter den männlichen mehr als unter den weiblichen, und noch häufiger waren diese Nachkommen selbst zeugungsunfähig, aber es ist dennoch gelungen, einige nach jeder Richtung vollkommene und leistungsfähige Abkömmlinge zu züchten, die dann sowohl mit der väterlichen wie mit der mütterlichen Sippe wiederum gepaart werden konnten. Danach würde es also nicht unmöglich sein, daß von diesen Versuchen eine vollkommen neue Rinderrasse mit neuen Eigenschaften von Amerika aus sich über die Welt verbreitet.